

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 10

Artikel: Langeweile schafft Landflucht
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Vor einiger Zeit führte der Gemeindepräsidentenverband des Kantons Zürich eine Tagung durch, die der Bekämpfung der Landflucht gewidmet war. Die Zahlen, die man dort zu hören bekam, waren eindrucksvoll. Man kann zwar im Mittelland nicht von einer Entvölkerung ganzer Landstriche reden, wie sie in manchen Bergtälern vorkommt, aber das Verhältnis zwischen Stadt und Land wird immer ungünstiger. In den letzten 150 Jahren ist die Einwohnerzahl des heutigen Gebietes von Zürich und Winterthur auf das 14fache gestiegen, beim

übrigen Kantonsteil hat sie sich nicht einmal verdoppelt.

Zwischen 1930 und 1940 nahm die Bevölkerung der Stadt Zürich um 15,6 % zu, auf dem Land nur um 0,2 %. Zürich mit seinen beinahe 400 000 Einwohnern wird immer mehr zu einem Wasserkopf, zu einem schönen und gut verwalteten Wasserkopf, aber halt doch zu einem Wasserkopf.

Auch in andern Gebieten der Schweiz nimmt die Verstädterung ständig zu. Daß diese Erscheinung aus politischen, menschlichen, sozialen und militärischen Gründen unerwünscht

ist, darüber sind sich eigentlich alle einig, auch die Städter. Die Zeit, wo Ratzenburg stolz darauf war, Großstadt zu werden und jeden Bevölkerungszuwachs mit Fanfarenstößen begrüßte, ist endgültig vorbei.

Es muß also etwas geschehen. Es gibt zwar immer noch Leute — aber sie rekrutieren sich fast ausschließlich aus einer Schar älterer, konservativer Marxisten, die ihren Kinderlauben beibehalten haben —, welche die Ansicht vertreten, es handle sich bei diesem Vorgang um eherne Wirtschaftsgesetze, deren Ablauf niemand hindern könne, denn es sei unmöglich, «dem Rad der Entwicklung in die Zügel zu fallen», wie sich ein Redner einmal so schön ausdrückte. Aber diese Ewiggestrigen werden immer seltener.

ES IST NICHTS LOS

Was soll konkret geschehen? Mit bloßem Jammern über mangelnde Schollenverbundenheit und zunehmende Genußsucht der jungen Leute in den Dörfern ist es natürlich nicht getan. Die vielen Moralisten, welche die Freuden des Landlebens preisen, selbst aber in den Städten wohnen, wirken so wenig überzeugend wie jene Apostel aus der Zeit der Landesausstellung, welche dem Schweizervolk die abnehmende Geburtenziffer zum Vorwurf machten, in ihrer eigenen Familie aber die Kinderzahl auf eins oder zwei beschränkten.

Man sollte einmal darüber nachdenken, welches denn die Gründe sind, die auch dort, wo keine unbedingte wirtschaftliche Notwendigkeit vorliegt, zur Abwanderung in die Städte führen. Dabei muß man sich aber hüten, den Abwanderern von vornherein minderwertige Motive zuzuschreiben und sie ständig, wie das so gerne geschieht, mit Motten zu vergleichen, welche durch ein Licht angezogen werden, das sie zugrunde richtet. Es ist ja gar nicht wahr, daß jene jungen Männer und jungen Frauen, die aus dem Simmental nach Bern, aus dem Val d'Hérens nach Genf oder aus dem Oberhalbstein nach Zürich ziehen, dort in Dancings und Bars verkommen. Die Großstadt ist kein Moloch, der seine Kinder auffrißt. Trotzdem ist diese Verstädterung eine unerfreuliche Tatsache, und eine Dezentralisation der Bevölkerung läge im allgemeinen Interesse.

Wenn man Leute, welche das heimatliche Dorf verlassen, fragt, warum sie denn das Leben

in der Stadt vorzögen, so erhält man häufig die Antwort: «Es gefällt mir in der Stadt besser, weil es dort interessanter ist. Dort gibt es Theater, Konzerte, Vorträge. Bei uns aber ist nichts los.»

Es ist wahr, die meisten, die so reden, besuchen nachher weder Theateraufführungen noch Konzerte. Aber darauf kommt es ja nicht an; ausschlaggebend ist ihre Überzeugung, die großen Städte seien Kulturzentren, und dieser Glaube allein erhöht ihr Lebensgefühl. Das intensive Kulturleben der Stadt erhebt auch jene Einwohner, die selbst sehr wenig daran teilnehmen. Die Städter sind stolz auf ihre Stadt, die Dorfbewohner sind leider sehr häufig nicht mehr stolz auf ihr Dorf.

Es geht nun darum, diesen Stolz wieder zum Leben zu erwecken. Ein Mittel dazu ist eine Renaissance des kulturellen dörflichen Lebens. In unsern Dörfern des Mittellandes findet man keine verstepten Bauernhöfe wie etwa in Frankreich, aber viel kulturelles Ödland.

Wohl gibt es Idealisten, die mit ungeheurer Opferbereitschaft versuchen, in ihrer Gemeinde eine aktive Kulturpolitik zu betreiben, aber sie finden meistens zuwenig Unterstützung, und da es ihnen an der nötigen Beratung fehlt, stellen sie es außerdem oft ungeschickt an.

Unsere kantonalen Verwaltungen verfügen über einen riesigen Beamtenstab. Jede Domäne des öffentlichen Interesses wird durch irgendein Amt betreut, oft gründlicher, als es den Beglückten lieb ist. Aber soviel ich weiß, gibt es nur einen oder zwei Kantone, die einen Mann angestellt haben, dessen Aufgabe es ist, die dörfliche Kulturpolitik zu fördern, also im Gebiete des Kantons etwas Ähnliches zu machen, was die «Pro Helvetia» in so ausgezeichnete Weise für die Eidgenossenschaft besorgt.

DIE UNGEZÄHLTEN MÖGLICHKEITEN

Wie man weiß, waren im Mittelalter die Berufsbühnen Ausnahmen. Das Theaterspielen gehörte wie das Singen und das Tanzen zur selbstverständlichen Ausdruckskultur des ganzen Volkes. Heute ist die Schweiz das einzige Land, wo sich die mittelalterliche Tradition des Laienspieles erhalten hat. Es wird in unserm Land auch in kleinen Orten immer noch oft und teilweise ausgezeichnet Theater gespielt, aber was zur Auf-

führung gelangt, geht über die Hutschnur. Es fehlt an geeigneten Stücken, und die wenigen guten sind nicht bekannt.

Man gibt bei uns Millionen zur Unterstützung der Kunstbühnen aus, aber man kann sich nicht dazu aufraffen, auch nur einen Bruchteil dieser Summe zur Förderung des bodenständigen Laientheaters zu opfern.

In den letzten Jahren sind viele Heimatmuseen entstanden. Die Fachleute der großen Museen in den Städten stehen diesen Gründungen nicht nur nicht mit Rat und Hilfe bei, sondern sie bekämpfen sie sogar gelegentlich. Sie reden von Zersplitterung, als ob Kultur ein Bauernhof wäre, den man vor der Zerstückelung bewahren müßte!

Echte Kultur ist nur da vorhanden, wo sie

den ganzen Alltag und das ganze Land durchdringt. Hat nicht die Kirche zur Zeit ihrer Blüte Wert darauf gelegt, daß in jedem Weiler, mochte er noch so abgelegen sein, eine Kapelle gebaut wurde? Es genügt nicht, in den Städten Meisterwerke aufzuhäufen, ebenso wichtig ist eine Unzahl von kleinen, über das ganze Land zerstreuten Museen.

Aber es genügt natürlich nicht, eine alte Feuerwehrspritze und ein Dutzend Hinterladergewehre irgendwo in einem Raum verstauben zu lassen. Die Hauptaufgabe eines Museums, sei es groß oder klein, besteht nicht in der Konservierung von Altertümern, sondern darin, der jetzigen Generation zu einer lebendigen Beziehung zur Vergangenheit zu verhelfen. Die Gegenstände müssen infolgedessen ausführlich beschriftet werden. Das Sammlungsgut sollte ständig ergänzt und vor allem den Besuchern nahe gebracht werden. Im idealen Fall ist ein Heimatmuseum ein Mittelpunkt dörflicher Kulturpolitik, wo man auch kleine, wechselnde Kunstaussstellungen veranstaltet und Vorträge durchführt.

Auch das Vortragswesen liegt an vielen Orten im argen. Noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts wurden in vielen Dörfern literarische Vereinigungen geschaffen, die überaus rege waren. Man kam während des ganzen Winters einmal in der Woche zusammen — daher der Name Montag- oder Mittwochgesellschaft — um Gedichte vorzulesen, Referate anzuhören oder um zu musizieren. Viele dieser Gesellschaften sind dann mit der Zeit eingeschlafen. Man hört etwa, sie seien wegen der Konkurrenz des Radios überlebt. Kein Radiovortrag kann aber den Referenten, der in Fleisch und Blut dasteht, ersetzen.

Die Vereinigungen dieser Art dienten übrigens ursprünglich nicht dazu, prominente ausländische Gäste zu Worte kommen zu lassen, sondern gaben den Mitgliedern Gelegenheit, sich selbst zu betätigen.

Auch hier hat der Aberglaube an die große Zahl verheerend gewirkt. Wenn heute eine solche Gesellschaft einen Abend durchführt, und es sind nur 15 oder 20 Personen anwesend, so wird das als Mißerfolg, ja als Katastrophe empfunden, und man getraut sich «wegen des mangelnden Interesses» nicht, weiterzufahren. Früher dachte man nicht so; man wußte, eine solche Zusammenkunft ist auch sinnvoll, wenn nur sechs oder acht Personen anwesend sind.

Tusch-Geister

Von Jürg Spahr, Basel



Vespasian – Herrscher der Straße

WOZU LERNT MAN L E S E N ?

In den letzten Jahren sind viele Gemeindechroniken herausgekommen. Das ist ein löbliches Unterfangen. Das Interesse für Geschichte ist ja bei uns, im Gegensatz zu Amerika, allgemein verbreitet. Die meisten unserer Siedelungen sind Hunderte von Jahren alt, viele bestehen über tausend Jahre. Es ist ein erhebendes Gefühl, zu wissen, daß in der Kirche, wo wir am Sonntag beten, unsere Vorfahren schon vor dreihundert Jahren gebetet haben, ja daß vielleicht am gleichen Platz ein Gotteshaus stand, dessen Grundsteinlegung ins 11. oder 12. Jahrhundert zurückgeht. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welch alter Kulturboden viele unserer Dörfer sind, wird uns bewußt, welch wertvolles Erbe wir zu verwalten haben.

Leider sind viele der Gemeindechroniken ungeschickt geschrieben und dilettantisch ausgestaltet. Sie wirken infolgedessen langweilig und erfüllen deshalb ihren Zweck nicht. Es fehlt auch hier an Unterstützung und Anleitung der Chronisten.

Diese Chroniken sollten außerdem durch Publikationen ergänzt werden, die sich mit der Gegenwart befassen. Unsere Lokalpresse nimmt sich leider in vielen Fällen der lokalen Angelegenheiten zuwenig an. Manche Redaktoren haben den falschen Ehrgeiz, es der städtischen oder gar der Weltpresse gleichzutun. Sie schreiben wie die «New York Times» oder die «Neue Zürcher Zeitung» höchst gewichtige Artikel über die Wahlchancen von Taft und Eisenhower oder die Friedensaussichten in Korea, halten es aber unter ihrer Würde, sich mit ihrer eigentlichen Aufgabe, der journalistischen Bearbeitung ihrer engern Umgebung, zu befassen.

Außerdem kann natürlich nicht jedes kleine Dorf seine eigene Zeitung herausgeben, die Schweiz ist ja ohnehin das zeitsungsreichste Land der Welt. Warum soll aber nicht auch ein kleines Dorf ein Organ haben, das wenigstens einmal im Jahr herauskommt, z. B. ein Neu-jahrsblatt, vier Seiten auf Zeitungspapier, wo man die lokalen Ereignisse des ganzen Jahres Revue passieren läßt? Eine solche zeitgenössische Chronik wäre auch ein wertvolles Bindeglied mit jenen, die das Dorf dauernd oder vorübergehend verlassen haben.

Bibliotheken! Der Traum der Vorväter hat sich verwirklicht. Es gibt keine Analphabeten

mehr in unserm Land. Ein wohliges Schauern erfüllt uns, wenn wir lesen, daß in Indien noch 80 % der Bevölkerung weder lesen noch schreiben kann. Da haben wir es doch weiter gebracht!

Es ist wahr, jedermann kann lesen, aber nicht jedermann liest. Es gibt viele Familien, wo weder der Vater noch die Mutter jahraus, jahrein ein einziges Buch lesen. Was herumliegt, sind Heftli, sogenanntes Lesefutter. Es ist vielleicht gar nicht immer schlecht, aber Zeitschriften können Bücher nicht ersetzen. Auch in frühern Zeiten war zwar die Bibliothek der durchschnittlichen Familie auf dem Land gewöhnlich sehr klein. Sie bestand vielleicht nur aus zwei Publikationen, aus der Bibel und dem Kalender. Das ist wenig, aber immerhin: die Bibel ist das Buch der Bücher, und wer in ihr regelmäßig las, konnte möglicherweise auf andere Bücher verzichten.

Das alte Mütterchen im Bauernhaus, das die Bibel liest, wird zwar gelegentlich noch in den schon erwähnten Heftli abgebildet. Aber es handelt sich hier meistens um einen falschen Zauber. In der Regel hat wohl der betreffende Photograph das große, in Schweinsleder gebundene Buch auf seiner Vespa selbst mitgebracht, um die nötigen Requisiten für die rührende Aufnahme zu besitzen; denn das Mütterchen hat seine Familienbibel schon längst einem Antiquar verkauft.

Auf jeden Fall wird die Heilige Schrift viel zu selten gelesen, ohne daß aber andere Bücher an ihre Stelle getreten sind. Im Gegensatz zu den nordischen Ländern lesen die Bauern bei uns wenig. Ein Grund liegt darin, daß es an der Erziehung zum Lesen fehlt. Nur wenige kleine Ortschaften besitzen richtige Bibliotheken, und da, wo sie vorhanden sind, werden sie zuwenig erneuert und die Einwohner zuwenig zur Benutzung ermuntert. Es fehlt auch hier an der Instruktion der Bibliothekare. Dabei besitzt man auf diesem Gebiet seit langem nicht nur eine nationale, sondern eine internationale Erfahrung. Man weiß genau, wie eine Bibliothek geführt werden muß, damit sie ihre Aufgabe wirklich erfüllt.

Die gegebenen Träger der Kulturpolitik sind an den meisten Orten die Lehrer und die Pfarrer. Es ist großartig, was einzelne von ihnen leisten, trotzdem sie für diese Aufgabe in keiner Weise vorgebildet wurden. Unsere jungen Lehrer lernen an unsern Seminarien alles Mögliche und Unmögliche. Man ignoriert aber bei

ihrer Ausbildung fast vollständig die Tatsache, daß ihre Aufgabe ja nicht nur darin besteht, die Kinder zu unterrichten, sondern daß das Dorf von ihnen erwartet, daß sie auch die Führung des kulturellen Lebens übernehmen. Man sollte sie deshalb schon am Seminar vorbereiten, indem ihnen Kollegen mit praktischen Erfahrungen Anleitung geben, wie man Theaterstücke inszeniert, den Volksgesang fördert, Vereinsabende durchführt, den Heimatschutz unterstützt.

Viele Lehrer haben einen falschen Kulturbegriff; sie kennen und erkennen deshalb nur die städtischen Formen der Kultur, was dann wiederum dazu führt, daß auch sie das Dorf und die kleine Stadt langweilig finden, nur als Provisorium ansehen und danach trachten, möglichst bald in die Stadt gewählt zu werden.

WAS BRAUCHT DER MENSCH?

Aber mit der Kulturpolitik in dem bis jetzt angeführten Sinn ist es nicht getan. Es braucht mehr. Wenn ein junges Mädchen in einem Dorf das Leben langweilig findet, so ist ihr nicht damit geholfen, daß man sie auf einen interessanten Beitrag über lokale Alemannengräber in der kürzlich erschienenen Gemeindechronik hinweist oder auf einen Vortrag in der Mittwochsgesellschaft über Kernphysik. Sie will Gelegenheit zum Tanzen und Gelegenheit, einen heiratsfähigen jungen Mann kennen zu lernen. Das sind durchaus legitime Bedürfnisse, und wenn sie in einer Gemeinde nicht befriedigt werden, so stimmt etwas nicht. Früher wurde dafür gesorgt, daß diesen Wünschen Rechnung getragen wurde. Heute ist an vielen Orten in dieser Beziehung ein vollkommener Verfall eingetreten.

Man sollte jedes Dorf und jedes kleine Städtchen einmal so betrachten, als ob es frisch gegründet worden wäre. Dann sähe man zu seinem Erstaunen, wie viele lebenswichtige Einrichtungen im Laufe der Zeit verloren gegangen sind.

Wenn eine große internationale Elektrizitätsgesellschaft irgendwo ein großes Kraftwerk baut, das für mehrere Jahre viele Arbeiter und Ingenieure beschäftigt, so bemüht sich diese Firma, nicht nur durch gute Bezahlung geeignete Kräfte anzulocken, sondern man versucht auch, ihnen das Leben möglichst angenehm zu gestalten. Man sorgt dafür, daß in der betreffenden Barackenstadt

Kinovorstellungen und regelmäßige Tanzanlässe stattfinden, man baut vielleicht ein Schwimmbad und Tennisplätze. Man überlegt sich: «Was ist nötig, damit sich die Menschen glücklich fühlen, daß es ihnen gefällt?» Es würde sich lohnen, unter diesen Gesichtspunkten einmal unsere Dörfer und kleinen Städte unter die Lupe zu nehmen.

DAS REICH DER JUGEND

Am einfachsten ist das Problem für die Kinder zu lösen. Kinder, die in kleinen Gemeinwesen aufwachsen, finden fast immer günstige Bedingungen zu einem glücklichen Leben vor. Sie haben genügend Platz zum Spielen, und infolgedessen bilden sich auch meistens die organischen Kindergemeinschaften, die so überaus wichtig sind und für welche künstlich geschaffene Organisationen, wie Jugendgruppen, Pfadfinder usw., immer nur einen unvollkommenen Ersatz bilden können.

Immer sollte man deshalb dafür sorgen, daß bei der Gestaltung von Festen auch die Kinder einbezogen sind. Es braucht dazu nicht besondere Jugendfeste, wie sie viele Orte kennen. Auch die Kirchweih und andere Anlässe bieten dafür Gelegenheit. Leider werden bei uns viele Feste durchgeführt, bei denen die Erwachsenen die Kinder vollkommen an die Wand drücken. So wie an der Glarner Landsgemeinde die Buben zuvorderst im Ring stehen, sollten an jeder 1.-August-Feier die Kinder daran teilnehmen dürfen und organisch eingegliedert werden, und zwar nicht nur als Zuschauer, sondern als Mitwirkende in Umzügen, beim Singen, bei Aufführungen.

Viel schwieriger ist es, für die jungen Bur-schen und Mädchen zu sorgen. Früher gab es überall traditionelle Tanzanlässe, wo es selbstverständlich war, daß alles mitmachte. Sehr segensreiche Bräuche, wie wir sie auch schon im «Schweizer Spiegel» beschrieben haben, sorgten dafür, daß unter Leitung der Knaben-schaften jedem Mädchen, und sei es noch so

Photo: J. Tuggener

Glückliche Jugend
(Dorfbach in Töß)

unscheinbar oder noch so arm, ein Tänzer zugewiesen wurde. Man machte also in den Dörfern genau das gleiche wie später in den Studentenverbindungen, wo der Vorstand dafür sorgte, daß alle Schwestern der Verbindungsangehörigen und alle Töchter der Alten Herren einen Partner fanden.

Diese Tanzanlässe sind heute entweder verschwunden oder entartet. Auch wo sie noch stattfinden, fehlt eine vernünftige Organisation, und ein junges Mädchen, das allein oder mit einer Freundin einen solchen Anlaß besucht, muß nicht nur riskieren, keinen Tänzer zu finden, sondern auch sich dadurch im Ansehen etwas herabzusetzen.

Die Dorffeste sind für das gesellige Leben des Dorfes unentbehrlich. Wo sie noch in voller Blüte stehen, ist es den jungen Leuten selten langweilig. Abgesehen davon, daß sie den Zusammenhalt in der Gemeinde fördern und alle Bewohner einander näherbringen, schaffen sie Gelegenheit zum Heiraten. Es kommt viel häufiger vor, als man denkt, daß junge Mädchen in die Städte ziehen, weil sie glauben, auf dem Lande keine Heiratsmöglichkeit zu haben. Andererseits klagen die jungen Männer über Mangel an Bekanntschaft und heiraten infolgedessen häufig deutsche oder österreichische Dienstmädchen, die mit dem eisernen Vorsatz eingereist sind, einen Mann zu ergattern und dieses Ziel in der Regel auch erreichen. Selbstverständlich können auch diese Ehen glücklich sein, aber sie tragen sicher nicht dazu bei, die Verbundenheit mit dem Dorf zu fördern.

Es fehlt nicht so sehr an heiratsfähigen und heiratswilligen jungen Leuten als daran, daß die richtigen sich finden. Die Organisation des Heiratsmarktes, um ein häßliches Wort zu gebrauchen, gehört deshalb zu den vornehmsten Aufgaben jeder gesellschaftlichen Ordnung.

Eine Neubelebung der Feste ist nur möglich, wenn diese entkommerzialisiert werden. Solange man sie dazu mißbraucht, für die Vereinskasse einen möglichst hohen Gewinn herauszuquetschen, kann nie eine echte Stimmung entstehen.

Photo: J. Tuggener

Tantalusqualen

NEUER WEIN IN ALTEN SCHLÄUCHEN

Das alte Brauchtum bot früher eine natürliche Gelegenheit, sich zu unterhalten. Die jungen Burschen, die am Kiltgang teilnahmen, wie er in einem andern Artikel dieses Heftes beschrieben ist, hatten nicht nötig, sich in die Traumwelt des Kinos zu flüchten und mangels eigenen Erlebens sich mit den Liebesabenteuern eines Filmstars zu identifizieren. Sie hatten genügend Gelegenheit zu erotischen Erlebnissen im eigenen Dorf, und die Dancings und Bars in den Städten übten deshalb keine Anziehungskraft auf sie aus.

Nun, der Kiltgang erfordert, wenn er nicht ausarten soll, das Vorhandensein einer starken, durch die Knabenschaft gehüteten Sitte, und er kann deshalb in seiner alten Form kaum wieder belebt werden. Schade ist nur, daß wohlmeinende, aber unverständige Erzieher ihn schon im 19. Jahrhundert bekämpften und zerstörten, weil sie nur die Auswüchse, aber nicht die positiven Seiten erkannten. So ging es auch andern Bräuchen, die Leben in die Gemeinden brachten. Man schüttete das Kind mit dem Bade aus. Man erkannte nicht, daß man bei jeder menschlichen Sitte auch gewisse Nachteile in Kauf nehmen muß.

Es hat mir jemand erzählt, daß in seinem Heimatdorf die Hochzeitsfeiern früher drei Tage und drei Nächte dauerten. Natürlich gab es Betrunkene, natürlich kam es zu Exzessen. Das veranlaßte dann den Pfarrer, gegen diese Unsitte aufzutreten mit dem Erfolg, daß jetzt dort die Hochzeitsfeiern zu einer ziemlich farblosen Angelegenheit geworden sind, wo nur noch die nächsten Angehörigen und Freunde eingeladen werden.

An andern Orten wiederum wurde das Osterschießen abgeschafft, weil es vorkam, daß ein Jüngling einen Finger verlor, und in unzähligen Gemeinden geht die Schulpflege daran, dem Schulsilvester den Garaus zu machen, indem sie das frühe Lärmen mit Pfannendeckeln und Hörnern verbietet, «weil dadurch Alte und Kranke um den nötigen Schlaf gebracht werden».

Junge Leute sind in Gottes Namen keine Greise. Die Jugend muß sich austoben können, und wenn man ihr diese Gelegenheit vollständig nimmt, wird es ihr langweilig. Wenn das

Bedürfnis nach etwas Wildem, Abenteuerlichem am Wohnort nicht befriedigt werden kann, dann wird das Abenteuer in der Stadt gesucht. Daß man es dort dann gewöhnlich auch nicht findet und ein noch trostloseres und langweiligeres Leben führen muß, wissen die jungen Leute nicht.

«Es ist der Wunsch nach schönen Kleidern und Seidenstrümpfen, der unsere Bauerntöchter bewegt, die Scholle zu verlassen», schrieb einmal ein Landwirtschaftslehrer in einem Artikel über die Landflucht. Ist das denn wirklich ein so schlimmer Wunsch? Hat eine Frau nicht Anrecht darauf, zu gefallen? Soll denn nicht auch eine Bauerntochter schöne Kleider tragen dürfen? Es ist ja deswegen nicht nötig, daß sie ein städtisches Ideal nachahmt.

Damals, als unsere Dörfer wirklich blühten, im 18. Jahrhundert, wurde das Bedürfnis der Dorfmadchen nach Koketterie nicht als etwas Unmoralisches abgelehnt. Man betrachte doch einmal die alten Trachtenbilder!

Wir haben ein herrliches Land voll Flüsse und Seen; fast in jedem Dorf besteht die Möglichkeit, ein Freiluftbad einzurichten. Auch das trägt dazu bei, die kleine Ortschaft anziehend zu gestalten.

Und wie steht es mit den alten Leuten? Ist wirklich überall für ihre geselligen Bedürfnisse gesorgt? Ist es nicht auch ihnen oft langweilig, weil sie isoliert in einem Stübchen leben?

Ein Pfarrer, der beobachtete, daß sich diese Alten oft in der Nähe der Kirche aufhielten, die von einem prachtvollen, schattigen Platz umgeben war, überredete die Gemeinde, ein halbes Dutzend bequeme Bänke auf diesem Platz aufzustellen. Das war eine kulturpolitische Maßnahme, die wenig kostete, aber ganz unerwartete Ergebnisse zeitigte. Seither sitzen auf diesen Bänken an schönen Sommerabenden alte Männer und Frauen. Die Männer rauchen ihre Pfeife, die Frauen stricken, und es wird stundenlang geplaudert. Der Kirchenplatz ist eine Art Freilichtklub geworden, ein Treffpunkt, wo die einsamen Alten Geselligkeit finden.

Man hat überhaupt die alte Erkenntnis vergessen, daß die Schaffung von passendem Lebensraum eine unentbehrliche Grundlage für die Entwicklung der dörflichen wie der

kleinstädtischen Geselligkeit ist. An den Badeorten sorgen die Verkehrsvereine für die Anlage von Kurpromenaden, in den gewöhnlichen Siedelungen aber unterläßt man es, Ähnliches bereitzustellen. Dabei würde es meistens genügen, einen Platz oder eine Straße für den Autoverkehr zu sperren, um einen geselligen Mittelpunkt dieser Art ins Leben zu rufen.

EIN GEMEINDEAUSSCHUSS IST NÖTIG

Wer soll alle diese Maßnahmen durchführen? Der Gemeinderat ist durch die Art seiner Zusammensetzung in vielen Fällen nicht die richtige Instanz. Es braucht dazu eine beweglichere, unpolitische Organisation.

Wir haben im «Schweizer Spiegel» einmal davon berichtet, wie es einem gemischten Chörli in einer kleinen Gemeinde gelang, das gesellige und kulturelle Leben des Dorfes wieder so zu aktivieren, wie man es nicht für möglich gehalten hätte. In größeren Gemeinden wird ein anderer Weg beschritten werden müssen. Wohl gibt es dort bereits viele Vereine, Turn-, Gesang-, Schützenvereine usw., aber sie alle sind bereits viel zu sehr spezialisiert. In diesen Orten sollte etwas Neues geschaffen werden, ein Gemeindeausschuß, ein Gemeindeverein oder wie man das nennen will. Aufgabe dieses Ausschusses wäre es, unter Zuziehung aller Bevölkerungsschichten das kulturelle Leben als Ganzes zu betreuen, anzuregen und zu koordinieren.

Ein solcher Gemeindeausschuß müßte z. B. verhindern, daß, wie es jetzt noch vorkommt, jeder Verein seine eigene Augustfeier durchführt.

Neben der Koordination sollte er jene Fragen zu lösen versuchen, die über das Interessengebiet eines einzelnen Vereins hinausgehen.

Dieser Ausschuß könnte Lösungen allgemeiner Aufgaben im Sinne des Heimatschutzes anregen, veranlassen, daß ein besonders schöner Riegelbau wieder instand gestellt wird, daß die Gemeinde einen künstlerischen Brunnen errichtet, daß die alte, schöne Tradition der Bauerngärten und Blumenfenster vor dem Aussterben bewahrt wird. Aus der Erkenntnis heraus, wie wichtig die Wirtshauskultur ist, könnte er den Dorfwirt dazu bewegen, die alte Wirtsstube von den häßlichen Plakaten

und spätern Einbauten zu befreien usw. usw. Auch die Eingliederung der Neuzugezogenen gehörte in den Aufgabenkreis eines solchen Gemeindevereins.

Es gibt ja nicht nur eine Landflucht, sondern auch eine Stadtflucht. In einem Umkreis der großen Städte bis zu 30 km dringen die städtischen Fluchtsiedler ein, die zwar in der Stadt arbeiten, aber auf dem Lande wohnen wollen. Sie wohnen in Einfamilienhäusern oder Kolonien. So sehr die bisherigen Dorfbewohner aus wirtschaftlichen Gründen diesen Zuzug einerseits begrüßen, so sehr bedauern sie ihn anderseits aus dem richtigen Gefühl heraus, daß diese Neusiedler dazu beitragen, die alte Dorfgemeinschaft zu zerstören.

Es ist nun wichtig, daß diese Zuzügler assimiliert werden oder daß man zum mindesten versucht, eine Zusammenarbeit der beiden Gruppen zu erreichen. In dieser Beziehung geschieht jetzt praktisch fast nichts. Und doch braucht es oft so wenig, um den Bann zu brechen.

Das geschah in einem kleinen Dorf in der Nähe von Zürich, wo eine Wohnkolonie gebaut wurde, dadurch, daß an einem bestimmten Sonntag die Bewohner der neuen Kolonie die Urbevölkerung zu einer Besichtigung, verbunden mit einem kleinen Fest, einluden. Die Beziehungen, die früher sehr gespannt waren, änderten daraufhin von einem Tag auf den andern.

DIE WECHSELWIRKUNG

Selbstverständlich ist die Landflucht nicht nur ein kulturpolitisches, sondern auch ein wirtschaftliches Problem. Niemand kann es einem Menschen verargen, auszuwandern, der an seinem Wohnort keine Arbeit findet. Aber die beiden Faktoren stehen in einer Wechselbeziehung. Die Entscheidung darüber, ob ein junger Bauernsohn ein schlecht rentierendes Heimwesen verkauft und dieses dann aufgeteilt wird, steht oft auf des Messers Schneide. Je besser ihm das Leben im Dorf gefällt, um so eher wird er versuchen, den väterlichen Betrieb weiterzuführen.

Ähnlich ist die Lage in vielen andern Fällen, die nicht Landwirte betreffen, denn bei der Landflucht hat man es ja nicht nur mit Bauern zu tun.

Da ist ein junger Schreiner in einem kleinen

Städtchen. Er ist ehrgeizig und fürchtet, keine rechten Entwicklungsmöglichkeiten zu haben. Wenn es nun aber ihm und vor allem seiner Frau in seinem Heimatort außerordentlich gefällt, so können diese Erwägungen den Ausschlag geben, daß er bleibt. Da er tüchtig ist, versucht er nun, an Ort und Stelle vorwärtszukommen. Es gelingt ihm vielleicht, den Betrieb des Vaters zu vergrößern; dadurch finden andere Familien Arbeitsgelegenheit, und das Städtchen gewinnt an Bedeutung.

Jeder, der wegzieht, zieht auch andere mit sich. Jeder, der neu hinzukommt, schafft neue Verdienstmöglichkeiten.

Ich kenne einen jungen Architekten aus dem Berner Oberland, der in Zürich studierte und eine Zürcherin heiratete. Er überlegte sich lange, ob er sein Büro nicht in Zürich eröffnen sollte. Da sich aber mit seinem Heimatdorf so schöne Erinnerungen verknüpften, entschloß er sich schließlich, sich dort niederzulassen, und heute hat er ein glänzend arbeitendes Büro.

Ein lebendiges Dorf zieht auch eine andere Gruppe an, an die man selten denkt: die Pensionierten. In vielen Dörfern des Tessins oder des Kantons Graubünden, vor allem des Engadins, sieht man prachtvolle Häuser, die von Leuten gebaut wurden, die aus dem betreffenden Dorf stammten, nachher in der Fremde zu Wohlstand kamen und sich dann im Alter wieder in der alten Heimat niederließen.

Warum taten sie das? Doch nur deshalb, weil sie ihr Dorf nicht als «Kaff» empfanden, sondern weil sie durch tausend schöne Erinnerungen mit ihm verbunden waren und weil sie wußten, daß das gesellige Leben dort so entwickelt war, daß es ihnen auch im Alter genügend Unterhaltung bot. Diese Rückwanderer brachten Verdienst und Anregung.

Diese Kategorie ist vielleicht heute nicht mehr so häufig, dafür aber jene andere, die mit einer bescheidenen Pension in den Ruhestand tritt. Für viele von ihnen liegt der Gedanke nahe, ihren Lebensabend auf dem Lande zu verbringen, wo es ruhiger und billiger ist, aber sie fürchten die Vereinsamung. Sind sie jedoch in einem Dorf aufgewachsen, mit dessen Bewohnern sie in enger Beziehung standen und das jetzt noch ein reges Gemeindeleben besitzt, so ist es nur natürlich, daß sie dort eine Wohnung suchen oder ein Alterssitzli bauen.